

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Der Plattebner und seine Kinder

Lentner, Joseph Friedrich

Stuttgart, 1855

Textblock

1852 verschied zu Meran im Etschland Joseph Friedrich Lentner, mein guter Freund, von dessen Leben und Tod ich Einiges erzählen werde, als Einleitung zu seinen Schriften.

Das Geschlecht der Lentner läßt sich an der Hand der Genealogie bis in das Dörfchen Egern verfolgen, welches am schönen Gestade des Tegernsees gelegen ist.

Unser Fritz ging zwar seinen Ahnen noch weiter nach und verlegte die Wiege seines Hauses ins tirolische Achenthal, an den grünen See, wo im grauen Alterthum seine Vorfäter an der Lände gewohnt und daher ihren Namen empfangen hätten. Er dachte sich's gerne aus, daß von jener Urheimat her der Zug in seinem Herzen rühre, der ihn immer und immer wieder nach Tirol führte, „in den süßen Bann dieses alten rhatischen Namens.“ Aber historisch betrachtet, ist der bekannte Stammvater ein achtbarer Bauer zu Egern, Namens Balthasar Lentner, gewesen.

Sein Sohn Joseph Lentner sollte als Mönch ins Kloster zu Tegernsee gehen, heirathete aber statt dessen in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Witwe des Buchhändlers Johann Nep. Fritz zu München und gab dem Buchladen „am schönen Thurm“ in der Kaufingergasse seinen Namen, den derselbe noch jetzt mit Ehren führt. Zu seinen Zeiten erschienen da die Schriften vieler münchener Berühmtheiten, die jetzt halb oder ganz verschollen sind, wie die Eckartshausen, Flurl, Haggi, Lipowsky, Mutschelle, Ballhäuser, Sambuga, Zaubzer und viele andere. Auch Michael Sailer, der spätere gefeierte Bischof, und Karl von Weiller, der verkaunte Philosoph, ließen ihre Geisteswerke „am schönen Thurm“ drucken. Das kräftige patriotische Streben für den Glanz der bairischen Literatur, wie es damals die Lentner'sche Buchhandlung an den Tag legte, ist seitdem von keiner andern mehr gezeigt worden.

Nach einer thätigen, mit schönen Erfolgen belohnten Geschäftsführung übergab Joseph Lentner im Jahre 1810 die Buchhandlung seinem erst neulich verstorbenen Sohne und diesem wurde am 18. December 1814 unser Joseph Friedrich Lentner geboren.

Unser Fritz ging still und ohne Aufsehen durch die deutsche Schule und drang allmählig bis weit in's Gymnasium vor. Nebenbei zeigte sich früh schon große Freude an Zeichnen und Malen und er genoß auch in diesen Künsten eine gute Lehre. Nicht minder verlegte er sich mit Fleiß auf die neuen Sprachen, von deren Kenntniß er schon im siebenzehnten Jahre seines Daseins einen frühen, wol nur spasshaften Gebrauch machte, als er »Souvenirs de Kreut, esquissés par J. F. Lentner« schrieb. Von seinem innern Leben zu damaliger Zeit, seinem geistigen Dichten und Trachten habe ich nichts Erhebliches erfragen können. Zweifelsohne hat er viele schöne Bücher, die Geschichten von der Melusine und der Magelone, die herrlichen Leiden Robinsons ic. gelesen, viele schöne Thaten geträumt und dabei nach Goethe'scher Weise seine Lust am Theaterspielen gehabt. Franz Pocerinnert sich, ihn damals im alten Stift zu Wessobrunn, wo seine Eltern in der Sommerfrische lebten, gesehen zu haben, wie er noch ein Knabe, ernst und sinnig, mit dem papierenen Helm auf dem Haupte herumwandelte, die Bauernkinder zu Ritter- und Edelfräulein heranzog und sie mit den großen Beispielen

aus der bairischen Vorwelt zur Tugend und Tapferkeit ermahnte. In seinen früh geschriebenen „Erinnerungen“ rühmt er, wie ihn der feuchte Waldschatten zu Wessobrunn erquickt, wie er im Forst allda seine Knabenspiele gespielt, aus grünen Zweigen Hütten erbaut und sich mit seiner jungen Gefolgschaft in der Altväter Zeit, in des Lechrains Druidenhaine zurückgeträumt.

Ehe er das Gymnasium ganz vollendet, trat er nach des Vaters Wunsch in dessen Buchhandlung ein, ungern aber willig. Nach kurzen Lehrjahren beschloß er, 1835 in Innsbruck bei Felician Rauch seine Laufbahn fortzusetzen. Zu Innsbruck, in der schönen Stadt, mag es ihm weidlich gefallen haben. Er lebte da gern in einer heitern Bruderschaft, die damals unter dem jungen Volke daselbst sich aufgethan hatte, „eine Runde der frohsamsten Gefellen, die je zusammen in Wanderlust auszogen nach Wald und Berg.“ Auf den Heerzügen, denen er da gefolgt, mag er wohl jene heimlichen Reize der Gegend um Innsbruck bis herab zum Gnadenwald erkundet und erspäht haben, die er später in den „Sommerfrischphantasten“ erinnerungsfölig darstellte. „Ich dachte mir oft,“ sagt er an einer Stelle dieses Werks, „dies grüne, holde

Gelände sei ein übriggebliebener Rest jener Natur, die in der Hohenstaufenzeit so hoch geliebt, so viel besungen ward. Hier ist der Wald und die Haide, hier sind die Blumen und Klee, hier Vogelfang und Sommerwonne, von denen die Minnefänger in unerfättlicher Lust schallen und klingen; hier grünet der Tann, wo diese „Nachtigallen“, wie sie selbst sich nennen, am liebsten wohnen; — hier breitet sich die Aue, wo der Ritter und seine hohe Frau wandeln, wo rothe und weiße Rosen stehen „so fern in jener Haide.“

Andererseits zog ihn aber neben dieser Vergnügtheit auch die Geschichte des gefeierten Alpenlandes mächtig an und er gewann ein besonderes Wohlgefallen an Art und Sitte der tiroler Bauernschaft. Er saß da manch schönen Tag auf dem Giggelberg, einem herrlich gelegenen Hofe des Herrn von Tschurtschenthaler, um in nächster Nähe seiner Lieblinge zu sein und ihr Thun und Lassen zu studiren. Hier entstand der erste Gedanke zum „Tiroler Bauernspiel“, das im Jahre 1841 an's Licht trat.

Das war das erste Ehrengeschenk, das er dem tirolischen Volke dargebracht — eine schöne Erzäh-

lung von Anno Neun, in welcher Andreas Hofer, Speckbacher, Pater Gaspinge, der damalige Peter von Amiens, auftreten und durch welche sich die Liebesgeschichte des Herrn Joseph von Pertheimer zur Fräulein Mali von Stachelburg aus dem Elsaßland angenehm, rührend und traurig hindurchwindet. In den damaligen lendenlahmen Zeiten, wo der junge Lentner diese Erzählung schrieb — ganz Deutschland gesteckt voll Constitutionen, die wenig nützten, das Volk voll Sehnsucht nach bessern Tagen und ohne Mittel sie herbeizuführen, die Patrioten Alle verstimmt und verbittert, die Polizei beinah der einzige Repräsentant der deutschen Einheit —, in den damaligen Zeiten konnte sich der Dichter wahlverwandtschaftlich angezogen fühlen von jenen Tagen, wo das gesunde tiroler Volk den ganzen königlich bairischen Schreiberstand, wie er Anno Neun war, mit seiner kaiserlich französischen Corporalsbildung, diese geldgierigen, carrierefüchtigen, übermüthigen Häringsseelen von Klosteraufhebern, Kirchenbrechern und Monstranzenversteigerern über Nacht aus dem Lande hinaustrummelte. Am Ende ging es freilich nicht nach Wunsch, der Aufstand wurde hart bestraft — da war es aber

wieder die naturwüchsigte Gemüthlichkeit des alten Mar, die da einsah, daß vielleicht auch auf der andern, jedenfalls aber und ganz zuverlässig auf seiner Seite große Fehler vorgefallen, so daß er sich selbst und seine Unterthanen durch eine große Amnestie wieder reinigte, statt die Erinnerungen an das Geschehene durch zehnjährige Hochverrathsprozesse auf Leben und Tod — zu größter Behelligung der Gerichte und wesentlichem Eintrag der viel wichtigern Civilsachen — bis zu einer Zeit hinauszuspinnen, wo die verübten Schandthaten schon längst vergessen oder durch andere, welche nicht bestraft werden können, verdunkelt sind. Auch war die Folge davon, daß die letzten gnädigen Jahre des bairischen Regiments in Tirol ein Andenken hinterließen, bei Weitem freundlicher und ehrenvoller, als man nach der Anfangs so lebhaften Abneigung der Tiroler selbst hätte erwarten sollen.

Von Innsbruck ging übrigens unser Fritz nach Wien, blieb anderthalb Jahre daselbst in Diensten der Wimmer'schen Buchhandlung und kehrte dann wieder nach München zurück.

Um diese Zeit war ihm aber die Handelschaft mit Koch- und Gebetbüchern, diesen bojoarischen

Hauptartikeln, widerwärtig geworden und er ward des Willens, sich einen andern Beruf zu wählen. Auf dem Felde der Musen schien ihm manche Blume blühen zu wollen, namentlich redigirte er mit Franz Trautmann längere Zeit rüstig die „Münchener Lese-
früchte“ — ein jugendliches Paar Autoren, die miteinander nicht vierzig Jahre zählten. Seinen wahren Beruf jedoch glaubte er in der Kunst zu finden. Nachdem er sich in München fleißig geübt und selbst Manches, wie z. B. eine Sammlung illustrirter Sprüche-
wörter veröffentlicht hatte, ging er mit Engelbert Selberg, dem bekannten Maler aus Westfalen, nach Prag, wo sie Direktor Ruben anzog, dem sie von München her befreundet waren. Vorher noch im Herbst lagen sie aber manchen schönen Tag auf der stillen, grünen, lieblichen Insel zu Frauen-Chiemsee, wo damals ein großer Zusammenlauf von frohen, poetisch erregbaren Männern und Frauen war, die auf das kleine Eiland ein so reiches, heiteres Leben brachten, daß es jetzt noch in der Erinnerung der friedliebenden Insulaner fortlebt. Damals ward auch in Herrn Dumser's preiswürdigem Gasthaus zu Frauenwörth die Malerherberge als dankbare Tochter der großen Mutterkei-
pe

beim „Stubenvoll“ zu München gestiftet und aufgebracht. In denselben Tagen entstand nicht minder die „Chronik von Frauen-Chiemsee“, welche Lentner im muntern Styl der ältern Zeitbücher als lustige Dichtung zusammenschrieb und mit allerlei Randzeichnungen und dergleichen verschönerete.

Von Neujahr 1842 an lebte also unser Freund in Prag, zeichnend, malend, dichtend, in innigem Verkehr mit Christoph Ruben, Engelbert Seiberg und Max Haushofer, vielfach ausgezeichnet von einem hohen Adel und verehrlichen Publikum, die den gut aufgelegten, talentvollen und witzigen Jüngling sehr gern in ihrer Gesellschaft sahen. Seine Kenntniß des prager Lebens und der Haushaltung auf den böhmischen Dörfern hat er bald darauf in einer niedlichen Novelle mit Namen „Diebsgelüste“ niedergelegt, welche zuerst in Lewald's „Europa“ erschienen ist.

Allein trotz der vielen Freundlichkeit, die ihm in Prag erwiesen wurde, und trotz des heitern Lebens, das er in der prächtigen Königsstadt der Böhmen führte, war seines Bleibens daselbst nicht zu lange. Einesstheils glaubte er bei all den schönen Fortschritten, die er in den bildenden Künsten machte, gleichwol

mehr Anlage zum Dichten in sich zu fühlen als zum Malen, andernteils trat sein trauriges Lungenleiden immer mehr hervor und rieth wenigstens für den Winter zu einem Aufenthalte unter milderm Himmel. So faßte er also den Entschluß, sich in dem warmen Thal von Meran niederzulassen und als deutscher Schriftsteller zu leben — eine Laufbahn, welche sonst zwar gewagt ist und oft an den Bettelstab führt, aber bei ihm nichts zu fürchten gab, da er von Hause aus nicht ohne Vermögen war und wenigstens so viel besaß, um ohne einen mildthätigen Verleger nicht darben zu müssen. Auf dem Wege nach dem Süden, als er vom Jaufen herab in's Passeyerthal gestiegen war, schrieb er in das Fremdenbuch im Sandwirthshaus seine „Elegie an Andreas Hofer“. In ihren Fußstapfen entwickelte sich damals auf den Blättern jenes Albums eine Freimüthigkeit der Sprache, wie man sie in Tirol seit 1809 nicht mehr verspürt hatte, wesswegen denn auch bald die Behörden einschritten, und um diesem Treiben ein Ende zu machen, das Blatt sammt allen gleichgesinnten folgenden heraus schnitten.

Aus diesen Tagen stammt ein Aufsatz, *der im Jahr 1843 im Morgenblatte erschien, „das Fremden-

buch im Sandwirthshause in Basseyer". Man ersieht daraus, wie ganz sich Lentner vom Tage seiner Wiederkehr in das geliebte Alpenland dem Tirolerthum ergeben hat. Er schlüpfte schnell in die härene Geistesjoppe der Eingeborenen, nahm alle ihre Manieren, ja ihre Gedanken an und sprach in ihren Phrasen. Bekanntlich behaupten die Tiroler, Anno Neun, wenn auch nicht die Freiheit, doch die vollkommene Unverständlichkeit errungen zu haben und vergönnen Niemanden, sei es Freund oder Feind, den Genuß, etwas über sie zu denken oder zu äußern, da es doch nur mißverstanden, also falsch und unnütz sein könne. Lentner schickte sich ohne Bedenken in diese Eigenthümlichkeit, übte sie auch literarisch mit geschickter Hand, so daß selbst die Eingebornen staunten, sprach nun als „Wir Tiroler“, wollte ebenfalls unverständlich sein und haderte im Allgemeinen mit diesen und jenen, mit den Berlinern und Hamburgern, „mit denen da draußen auf den Ebenen an Elbe, Spree und Weser“, wenn sie sich in Tirol etwas neu und fremd fühlten oder aussprachen, gleichsam als habe jeder die Verpflichtung da selbst zu Hause zu sein. Von dieser Zeit an legte er sich ferner den Meraner

Dialekt bei, ließ denselben auch — selbst mit ein bißchen Ostentation — zu München erschallen und schien sich zu freuen, wenn man ihn darum beredete. Diese Einbildung auf die neu erlebte Landsmannschaft tritt namentlich und nicht ganz ohne Gespreiztheit in dem Aufsatze hervor, den wir oben erwähnt haben und der uns daher mehr als einmal ein heimliches Lächeln abgewann.

Meran, wo der Himmel langen Lenz und milde Winter gewährt, ward unserm Freunde also bald ein heimatlicher Boden. Die elegische Romantik der dortigen Landschaft that seinem lyrischen Gemüthe wohl. In der stillen Stadt saß er des Tages über still bei seinen Büchern, des Abends wandelte er einsam zum Thore hinaus, verlor sich in die Weinhalben von Mais, stieg zu den verfallenen Burgen empor und schaute durch ihre verlassenen Scharn auf die Landschaft. Hier in der Nähe von Schloß Tirol, dem altergrauen, und von Hoheneppan, seinem einstigen Widerpart, zu den Füßen der Zenoburg, wo Margaretha, die Maultasch, ihre schönsten Tage verlebte, erfaßte ihn ein unwiderstehlicher Trieb, sich in die reiche, farbige Geschichte des tirolischen Mittelalters zu versenken. Sehr

viel insbesondere beschäftigte er sich mit den Liedern Oswald's von Wolkenstein und mit den Schicksalen Herzog Friedrich's mit der leeren Tasche. Beiden zu Liebe wollte er einen größern Roman schreiben, der im Etzthland, in denselben Burgen und auf denselben Höhen spielen sollte, die ihm täglich vor Augen standen. Der Titel „Ritter und Bauer“ war auch schon gewählt und hatte anzudeuten, daß der damalige ungemein anziehende Kampf der Landleute und des Herzogs gegen die tirolischen Landherren erzählt werden würde. Eine große Anzahl historischer Notizen, zu diesem Zwecke gesammelt, findet sich in seinem Nachlasse. Bevor der Dichter jedoch recht zum Anfange kam, schlug er um und verlegte Zeit und Ort seiner Dichtung. Mehr noch als dem Etzthlande glaubte er nämlich dem Lechrain schuldig zu sein, wo Peiting liegt, das in seinem Leben eine große Bedeutung hat.

Bald nach der Sommerfrische in Wessobrunn nämlich hatte Lentner der Vater, um für die schöne Jahreszeit eine ungestörte Zuflucht zu haben, ein niedliches Landhaus zu Peiting gekauft, am Lechrain. So aber heißt, wie unser Freund als Vorwort zu seinen „Sagen und Geschichten aus dem Lechrain“ spricht,

„der Landstrich an den Ufern des Leches, von den Hochalpen bei Füßen bis hinab gegen Augsburg, ein Zwischengau des Baier- und Schwabenlandes, zu letzterm seiner Verwandtschaft nach gehörig. Es ist der Lechrain eine vorgebirgische Gegend mit allem Reiz, den fruchtbare Weithflächen, Hügel und mächtige Waldböden, steile Flußufer, lustig grüne Wiesen und herrliche Forste in glücklich geordnetem Wechsel gewähren. Die Städtlein dort sind alterthümlich, die Dörfer sauber und gut oberländisch gebaut; überall in den Waldschatten und auf den sonnigen Hügeln stehen die Einzelhöfe, die eigentlichen Heimwesen solcher Gegenden. Die Bewohner sind ein Grenzvölkchen, das, wie gesagt, seine Väter am linken Lechufer unter den Schwaben auffucht, als jenseit der lechrainischen östlichen Grenze hinter den Höhen an der Amper. Es hat sich der Bauer dort viel mehr noch aufbewahrt von Sitte, Brauch und Rede aus ältern Tagen als anderwärts, etwa weil er sich, von beiden Stämmen vorgehend, von vornherein mehr angeeignet hatte als Andere besaßen. Historisches Gedächtniß besitzt er auch nicht mehr als irgend ein süddeutscher Landmann; aber den Schwedenkönig hat er noch gut im Kopfe,

drüber hinaus wenig mehr als ein bißchen Bauernkrieg; den Kaiser Karl kennt er allenfalls dem Namen nach, weil die Untersbergssage sich bis zu ihm herüber spinnt, indem der alte Herr mit seinem Gefolge die Christmette in der Weihnacht nach einer Sage in der Maria-Egg-Kapelle zu Peiting abhält. Indessen hätte er Grund genug, um sich zu überzeugen, daß er einen ganz besonders geschichtlich merkwürdigen Boden pflüge, wenn er je etwas vernehmen würde von den Welfen und Hohenstaufen, den alten Grundherren des Lechrains, von den Fehden der Ritter und Bürger, von Doktor Luther, der nach Schwangau floh, und dergleichen mehr.“

Diese alten historischen Erinnerungen, die den Bauern abhanden gekommen, waren aber für den jungen Dichter nicht verloren. In Peiting selbst stand einst ein altes Schloß, wo der reiche Herzog Welf II. im 12. Jahrhundert den glänzendsten Hof im deutschen Reiche hielt, so daß die ersten Geschlechter Baierns ihm ihre Jugend in den Dienst gaben. Von den versunkenen Zinnen dieser Burg ging der Blick über die blauen Alpen hinweg, nach Lombardien und Tuscan,

auf die Mathildischen Güter und nach Apulien, ja die welfischen Kreuzfahrten verfolgend, bis in's Gelobte Land. Nicht weit davon liegt jenes Wessobrunn, eine agilolfingische Zelle, etwas ferner der Ammersee, wo die in Klöster verwandelten Sitze der alten Andechse. Gegen Abend über dem Lech liegt die Kirche der Tempeler zu Altenstadt. Aufwärts, gegen das Gebirge zu, wird bald Steingaden erreicht, welches einst die Welfen stifteten, in deren Taufkapelle sich jetzt der Herr Bierbrauer Schmidt die Grabstätte seines Geschlechts eingerichtet. Auch Raitenbuch liegt nicht ferne, ein anderes Münster, das die Welfen gegründet. Am obern Ende des Lechrains aber steht wie ein goldener Pokal auf grünem Credenztiſch die Beſte von Schwangau, einst der Sitz Herrn Hildebold's, des Minnesängers. Mitten in dem Gelände steigt der Peißenberg auf mit seiner unermesslichen Fernſicht. So ist die Gegend, wie nicht leicht eine andere in Baiern, recht wohl geeignet, um auf ein poetisches Gemüth, das seine Freude an der Geſchichte der Vorzeit hat, einen tiefen Eindruck zu machen.

So fand auch Friß Lentner, als er in schönen Frühlingstagen zu Peiting saß, ein ungemeines poe-

tisches Behagen an der freundlichen erinnerungsreichen Landschaft. Er spann und spann immerfort in seinem Sinn und zuletzt kam er sich selbst wie ein geborener Lechrainer vor, ja in seinen Schriften nannte er Peiting oft euphemistisch, „mein Heimatdorf“. Er träumte sich, vor uralten Zeiten mit den berühmten Picatiern aus dem fernen Asien eingewandert zu sein und die Fluren am Fuße des Peissenbergs jugendkräftig besiedelt zu haben. Später zog er dann als welfischer Reisiger mit seiner Herrschaft nach Böhmen oder lebte zu Hause als Dienstmann und Sänger auf der Burg zu Peiting.

Erinnerungsfelig beschloß er auch, für diese Gegend zu thun, was ein Dichter seiner Heimat schuldig ist — er wollte der Walter Scott des Lechrains werden. Freilich, wenn man ein Land poetisch verherrlichen will, soll man nicht nach Altbaiern gehen: denn ich glaube kaum, daß von den gebildeten Picatiern der Gegenwart nur ihrer drei die schöne für sie geschriebene Geschichte vom „Ritter und Bauer“ gelesen haben und noch viel weniger kann ich finden, daß, wie in Hochschottland, die Stellwagentutscher ihr von alten Tagen nach erzählen, von dem reichen Herrn Welf, von Bert-

hold von Dornau und der schönen Richlindis von Schwangau.

Allerdings war das Buch selbst nicht ohne Schuld, wenn es im Vaterlande nicht recht durchbrach. Zwar Poesie war genug darin, tapfere Ritter, edle Fräulein, warmmachende Begebenheiten, reizende Landschaften, auch manches zum Lachen und viel zum Weinen; aber im übertriebenen Eifer etwas recht Schönes zu werden, ist die Dichtung fast zu schön geworden. Wir kommen über manche rasche, in alterthümlichem Deutsch gehaltene Seiten, und manchmal ist uns, als sähen wir alle diese Gestalten in feinsten, mittelalterlichen Rasur, gleichsam unter einem vorzeitlichen Sonnenstahl, der durch ein farbiges Gothenfenster auf sie herniederzieht: aber daneben finden sich weiträufige, pastöse, salben- triefende Beschreibungen und Reflexionen, die dem weiter eilenden Leser höchst beschwerlich fallen. Insbesondere leidet die erste Hälfte des Romans an schweren Ueberladungen. In der zweiten dagegen hat der Dichter seine Flügel aus dieser Latwerge herausgearbeitet und mit frischem Thau gewaschen; die Erzählung geht hier rasch und fest voran und ihrem obwohl elegischen Ende entgegen. Wie indeß Friedrich Lent-

ner zu jenem Ueberlauf von geilen Farben gekommen, weiß ich nicht; vielleicht lag's in der Atmosphäre, in der er schrieb — denn bekanntlich war ja damals Meran im katholischen Deutschland der Mutterstiz dieser schmalzig erhabenen Tonart, und Lentner ging viel mit Pater Beda Weber um, der damals scheinbar noch voll frommer Ueberschwänglichkeit „tief in Christi Wunden“ ruhte und mit einem Pinsel voll süßlichen Bombasts die Charakterbilder tirolischer Heiliger malte.

Die Geschichte vom „Ritter und Bauer“ trat indeffen erst 1844 an's Licht. Zwei Jahre früher brachte schon das „Morgenblatt“ die „Sagen aus dem Pechrain“, und manche andere Gabe seiner freundlichen Muse zeigte sich an andern Orten. Vieles was er in diesen Zeitläufen bis gegen das Jahr 1845 geschrieben, ward später in seinem „Novellenbuch“ gesammelt, das 1848 bei Emil Baensch in Magdeburg erschien. Am besten hat mir in diesem Buche immer eine kleine Erzählung „Die Traubenkuren“ gefallen, welche zu Trix, eigentlich zu Meran spielt und mit ergößlichstem Humor die liebenswürdigen Zopfereien dieses guten Städtchens und zugleich die Wirrnisse schildert, die

dort entstanden, als im Jahre 1844 die dankbaren Bürger auf Zenoburg ein Fest geben wollten für die fremden Gäste, „die da in Massen wie die Wachteln der Wüste herangekommen waren, und von den Irirern mit gleichem Appetit ausgeweidet wurden, wie jene einst von den Israeliten“. Die Novelle gehört gewiß zu den heitersten, die in deutscher Sprache geschrieben worden sind. Aus denselben frühern Zeiten stammen auch die „Geschichten aus den Bergen“, die erst 1851 bei Emil Baensch in Magdeburg gesammelt erschienen. Auch macht der Verfasser selbst in der Vorrede nicht ohne verzeihliche Eitelkeit darauf aufmerksam, daß seine Berggeschichten schon entstanden waren, ehe Berthold Auerbach die „Dorfgeschichten“ entdeckt und wie billig seine Nachahmer gefunden habe“.

So kam das Jahr 1844 heran, in welchem Lentner während des Lenzes mit seinem Bruder auf eine Reise nach Oberitalien ging. Von diesem Zuge brachte er manche lebendige Anschauung italienischen Lebens mit und den damaligen Studenten von Padua hat er in seinem „Stentorello“ ein bleibendes Denkmal aufgerichtet. Im Sommer verlebte ich manchen

schönen Tag mit ihm zu Meran, zu Baiersberg bei Bogen, wo uns Dr. Streiter gastlich aufgenommen, auch auf dem Ritten ober Bogen, wo der standhafte Freund seine Sommerfrische aufgeschlagen hatte. Damals war es plötzlich sehr lebendig geworden in Tirol. Zu Innsbruck zeigte sich eine milde Gährung gegen die Jesuiten, die das Gymnasium inne hatten, und die „Allgemeine Zeitung“ brachte über „die poetischen Regungen in Tirol“ einen Artikel, auf welchen Niemand vorbereitet war. Seit dem letzten Pariser Frieden war nämlich über Tirol in keinem deutschen Blatte eine Zeile mehr zu finden und die meisten Eingeborenen hatten sich in den Glauben hineingelegt, daß es durchaus nicht möglich sei, über Tirol etwas zu schreiben wegen der Eigenthümlichkeit seiner Zustände, welche darzustellen die deutsche Sprache gar nicht ausreiche. Andere glaubten die deutschen Redactionen von solcher Bornehmheit getragen und so hochgestellt, daß sie aus dem Alpenlande nichts aufnehmen könnten, ohne sich herabzusetzen. Plötzlich aber fanden die Gegner der Jesuiten, und dann auch ihre Freunde, in Deutschland draußen offene Spalten und auch Denen, die gegen die „poetischen

Regungen" losziehen wollten, ward das Gehör nicht versagt. So entstand zur allgemeinen Ueberraschung eine schöne Hege, über welche man sich indessen nirgends so ennuyirt erachtete als in der Hofburg zu Innsbruck. Man besorgte daselbst, die Artikelschreiber möchten am Ende von den Jesuiten und der Dichtkunst auf andere Landeszustände überspringen und das Ausland von solchen Mysterien in frevelhafter Weise zu unterhalten suchen. Richtig erschien auch, als die Etsch im Herbst wieder über die Ufer trat und die altgewohnten Verwüstungen anrichtete, ein Klageruf in der „Allgemeinen Zeitung“, mit dem leisen Vorwurf, daß die alte aber ewig brennende Frage der Etschregulirung von den Herren auf den grünpolsterten Stühlen zu Innsbruck seit Jahren müßig hin und her erörtert werde, während das Etschland unter diesem Unheil fast zu Grunde gehe. Wie die Naturen der Staatsmänner damals überhaupt noch viel zarter und sensibler waren als jetzt, so regte dieser Vorwurf große Empfindlichkeit auf, vielleicht schon deswegen, weil, wie man sagte, die Schuld weniger am Gubernium lag als an den Ständen, welche sich über diese Sache nicht hatten

vereinigen können. Während nun die Nothleidenden an der Etzsch sich auf eine Dankadresse besannen, die sie dem bald erkannten Verfasser jenes Hülfeschreis überreichen wollten, kam von Innsbruck der Befehl, er solle Tirol schleunigst verlassen. Das ging nun aber dem Herrn Joseph Friedrich Lentner sehr zu Herzen. „Tirol“, schreibt er in diesen Nothen, „Tirol, das Land meiner verwunderlichen Liebe und meiner politischen Kreuzigung, ich kann mir noch gar nicht denken, daß ich es verlassen soll.“ Indessen wurde es auch nicht so arg. Er fand einzelne Freunde in der Noth, die sich wegen seiner hoch oben verspürten Misfälligkeiten nicht ängstigten. Mit tüchtigen Recurschriften zog Dr. Streiter zu Felde, mit aufrichtigen Zeugnissen über seine wankende Gesundheit unterstützten ihn die meraner Aerzte, mit wohlwollenden Berichten über seine sittlich-religiöse Gesinnung — welche auch nicht übel verkehrt worden war — half Herr Kleinhauss aus, der Landrichter von Meran. Viribus unitis fristete man so seinen Herzschlag in Tirol, bis im Hornung der Erlaß kam: er könne noch bis Ende April verbleiben, wenn er sich tadellos benehme, keine die Regierung kritisirenden, noch

viel weniger beleidigenden Ausdrücke sich erlaube und die Landesgesetze über Censur streng beobachte.

Mittlerweile kam auch Dr. Fischer, damals noch Advocat zu Salzburg, später Statthalter von Oberösterreich, nach Tirol und nahm sich des Verwiesenen an. Rachmals wurde das Decret von Wien selbst aus zurückgenommen „in Berücksichtigung seiner zerrütteten Gesundheitsumstände“, und Lentner blieb im Lande zur Freude seiner Freunde, welche jetzt die gute „Postzeitung“ belächelten, in der ihn gleich anfangs eine edle Seele gar fröhlich „in Gottes Geleit“ empfohlen hatte.

Bald aber erkannten die Meraner, was es für ein Glück gewesen, daß man ihnen den sinnigen bairischen Jüngling nicht davongejagt. Auf seiner Festreise von Innsbruck, Bregenz, durch das Bintschgau südwärts ziehend, nahte sich nämlich langsam aber unabhaltbar Erzherzog Johann mit seiner Gemahlin und dem Grafen von Meran, den der Vater den Tirolern persönlich vorstellen und ihrer Liebe und Anhänglichkeit empfehlen wollte. Zwar „blinkende Lenzespracht leuchtete von Berg zu Berg und die jungen Reben wanden sich als Ehrenpforten über die

Wege": aber mitten in dem ungeheuren Jubel schlugen stündlich banger und banger die Herzen der Väter der alten Landeshauptstadt, aus Verlegenheit und Noth, weil sie für den Erzherzog gern etwas gethan und hergerichtet hätten, wie er's nicht überall schon bekommen hatte, und doch das Wahre nicht finden konnten. In dieser Bedrängniß gedachten sie ihres verkannten Gastes und baten ihn, er möchte in solchen Fährlichkeiten als ein getreuer Nothhelfer bei ihnen stehen und für die Ehre ihrer Stadt auch das Seinige thun. Lentner, immer ein Freund heiterer, farbenreicher Pracht und sinniger Feierlichkeiten, sehr wohl erfahren in allerlei Zierath und Aufputz, Trachtenkunde und Heraldik, nahm die Bitte freundlich auf und regierte bald gewaltig als einiger Marschall des Festes. Die schönen Jungfern von Meran steckte er schnell in das sittig kleidsame Gewand der alten Reichsstadt Nürnberg und sandte sie, das Krönlein im offenen Haar, zum Willkomm der Freiin von Brandhof entgegen. Die Gymnasiasten, „die blühenden, tüchtigen Knaben" warb er zu einer Landstuechenschaft und Compagnie für den Grafen von Meran, gab ihnen die Tracht aus den Zeiten Georg's

von Frundsberg in den Farben von Oestreich und Tirol, flocht ihnen Pfauenfedern und Rosen in das Haar, stellte dem Fähnlein Trommel und Schwegelpfeifen voran, setzte ihnen als Führer etliche schmucke Junkherren aus den Edelgeschlechtern der Stadt und pflanzte in der wohlbewehrten Mitte sein Lieblingsbanner auf, das schwarzrothgoldene, das deutsche mit dem Reichsbaar, neben ihm die Banniere von Oestreich und Tirol. In stiller Nacht hatte er auch ein schönes Gedicht hergestellt, das die jungen Gefellen dem Grafen von Meran übergaben.

Am Abende, als man von der neuerworbene Burg zu Schönnau wieder herniedergestiegen, kam der Erzherzog auch in's Kellerrath. Dies ist ein altes Haus, in welchem die Grafen von Tirol ihr Einlager hatten, wenn sie zu Meran in der Stadt ihren Hof hielten, und sind da neben der Kapelle, in welcher Margaretha, die Maultasch, getraut wurde, die noch unentstellten Gemächer zu sehen, in welchen Friedrich mit der leeren Tasche Papst Johann XXII., als er gen Konstanz fuhr, empfangen und aufgenommen hat. „Allerlei Aufputz“, schrieb der Festordner damals, „nach Schick und Sinn geordnet, Teppiche, Fahnen

und Rüstzeug, Wappenschilder und Laubwerk verwandelten die öden Gänge und Treppen in stöhlich prangende Räume. Als entsprechende Staffage schilderten überall die bewehrten Knaben; Bagen und Mädchen begrüßten die Besuchenden. Als nun der Prinz die Thür jener ehrwürdigen Gemächer betrat, erschien im lebenden Bilde der theure Herzog Friedl unter seinen Getreuen. Am Schachspiel sitzend mit Wilhelm von Müllinen, dem Gefährten in Lust und Noth, wendet er sich eben huldreich ab, den meraner Bürgermeister und den alten Hendlmüller von Mais zu begrüßen, dessen Dach ihn als Flüchtling geschirmt hatte. Aus der Seitenthür tritt ein Edelknabe mit einem Willkommstrunk für die Beiden, im Vordergrund mahnt ein Jagdknecht den wachsamem Hund zur Ruhe. Die Abendsonne, durch die Rundscheiben des Erkers brechend, warf ihr wärmstes Licht gerade auf die Gruppe um den Fürsten, auf sein treuherziges Antlitz, auf des Müllers greise Locken, der sich niederbeugte, seines Herrn Hand zu küssen."

Nach wenigen Tagen nahm der Erzherzog vergnügt seinen Urlaub und dankte dabei Lentner für so manche Freude, die er ihm und seinem Hause ver-

schaft. Jener dagegen erinnerte sich noch später gern an den milden warmen Zuspruch und den trauten Verkehr, den ihm der hohe Reisende gewährt hatte. Hatte doch auch er den Zugang nicht gesucht, um einem Prinzen zu hofiren, sondern weil er meinte, einen Gleichgesinnten zu finden, der mit ihm heimlich trauerte über die Zustände des deutschen Vaterlandes und mit ihm hoffte, daß es einst besser werden würde.

Als ein Seltsames finde ich in den Annalen jener Tage noch, daß der officiële „Tirolerbote“, damals das einzige politische Blatt im deutschen Landestheile Tirols, von dem Erzherzoge, den er auf seiner Reise ängstlich begleitet und commentirt hatte, solange ihm hauptsächlich nur Beamtenbücklinge und etwas Soldatenspiel entgegenkamen, daß, sage ich, dieser officiële „Tirolerbote“ von dem Erzherzoge kein Wort mehr fallen ließ, als im Etschland die Bevölkerung selbst die Feste gab. Es war als wäre der alte Held zu den Göttern entrückt oder hätte sich „verwunschen“; ja man wüßte eigentlich heute noch nicht recht, wie er aus Tirol herausgekommen, wenn man's nicht unter der Hand, trotz des Schweigens des „Tirolerboten“, erfahren hätte.

Das Jahr 1846 bescherte endlich unserm Fritz eine Aufgabe, wie er sie längst gewünscht. Es war ein schöner Gedanke des damaligen Kronprinzen Maximilian von Baiern, den er auszuführen berufen wurde. Es sollte nämlich des Baierlandes Volksthum gleichsam inventarisiert werden. Alles was sich in Städten und Dörfern, in allen Ortschaften zu Berg und Thal noch an altem deutschen Herkommen finden ließe, sollte der Sammler aufzeichnen, zusammentragen, vergleichen und auslegen. Pieder und Sagen, Volksmeinungen und Bauernregeln, Glauben und Aberglauben, Gebräuche im Winter und Sommer, bei Geburten, Hochzeiten und Sterbefällen, ältere und neuere Trachten, auch die Arten des Haus- und Feldbaues, kurz das ganze Thun und Lassen, insoweit es nicht in das sprachliche Gebiet einschlug, das schon Andreas Schmeller in seinem unübertrefflichen „Bairischen Wörterbuch“ behandelt, das Alles sollte jetzt zusammengeführt werden.

Pentner ging mit ungemeiner Freude an das Werk, zu dem er alle Anlage mitbrachte und schöne Kenntnisse, welche zu vermehren er fortan rastlos bestrebt war. Es taugte auch sonst vortrefflich zu seinen

Umständen, da er den Winter immer wieder in seinem lieben Meran verleben konnte, während er im Sommer die Gauen des Baierlandes durchwandelte. Fortan war dies die Aufgabe seines Lebens. Ueberall Bekanntschaft machend mit Herren und Bauern, mit Pfarrern und Landrichtern, mit Jägern, Hirten, Fuhrleuten, Flößern, Näherinnen und Schnitterinnen, pilgerte er manches Jahr durch Stadt und Land, durch Wald und Flur von Ober- und Niederbaiern, durch Bairisch-Schwaben, dann durch den Bairischen Wald und einen Theil der obern Pfalz. Als er so weit war, mußte er sterben. Als Ergebnis dieser Pilgerschaft überreichte er seinem königlichen Herrn eine Anzahl von Heften, des reichsten anziehendsten Inhalts. Bis zum letzten Tage seines Lebens war er dieser Pflicht mit Treue und Beständigkeit obgelegen. Nur manchmal grämte es ihn, daß sich der Herausgabe Hindernisse entgegenstellten: denn es war sein sehnlicher Wunsch, daß, was er Liebliches, Schönes und Denkwürdiges unter dem Volke gefunden, diesem auch bekannt werde. Ungeduldig schrieb er einmal über diesen Gegenstand in späterer Zeit: „Sag' nur den Leuten, daß ich seit sechs Jahren die Straßen und Wege ganz Altbaierns

von Füssen bis Furth im Böhmerwalde, von Rain bis Schellenberg am Wazmann durchfahren bin (eine sehr beschwerliche Arbeit, wenn man diese Pfade kennt) und sehr viele Winkel entdeckt habe, zu denen selbst die katholisch-monarchischen Vereine noch niemals ihre Adressenunterschriftsammler hingeschickt, daß ich die Küchenzettel der gesammten Nation studirt, Schneider und Näherin, Hochzeitlader und Todtengräber werden könnte in allen Gauen, ohne gegen Ritus und Mode zu sündigen.“

Im Winter saß er wieder ruhig in seinem Whislisterstüblein ober der Hauptstraße zu Meran, schrieb den Zuchtsyroa, ein ländliches Drama, das in der Leutafsch spielt und auf mancher deutschen Bühne gern gesehen wird, stand in lebhaftem Umgange mit Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche, nebenbei an einem Operuterte aus den Fahrten und Abenteuern dieses vielberufenen tiroler Herzogs für Franz Lachner zimmernd, in des Baierlandes Sagen und Geschichten, Sitten und Gebräuche versunken, als er am heiligen Charfsamstag, den 3. April 1847 zum Landgerichte gerufen wurde, wo ihm der Herr Landrichter zu Pro-

toßoll eröffnete, daß er sich im Mai dieses Jahres in seine Heimat zu begeben und nie mehr zurückzukehren habe. Da in den jüngsten Monaten keine Etschüberschwemmung vor sich gegangen, so waren die Ursachen diesmal nicht so klar wie früher. Einige glaubten, der Genius des Landes wolle dafür, daß dazumal Hr. von Abel zu München in Folge des spanischen Einflusses seinen Rücktritt habe nehmen müssen, der zürnenden Gottheit ein bairisches Eühnopfer bringen; Andere meinten, es sei ein Werk des hochwürdigen Defan Santner zu Meran, der den deutschen Dichter freilich immer verkannte und ihm über sein „religiös-sittliches Benehmen“ Zeugnisse ausstellte, die ihm unmöglich förderlich sein konnten. Die christliche Zucht ist im Etschland so streng, daß ihm vielleicht ein geringes Wörtlein diesen Schaden gethan. Vielleicht hatte er einmal gesagt, daß ihm die protestantische Literatur vom sonstigen Deutschland mehr gefalle als die katholische von Tirol — eine Behauptung, die man immerhin schon damals wagen konnte, obgleich die schöne Erbauungszeitschrift „Der aufrichtige Tirolerknödel“ noch nicht erschienen. Außerdem war kaum zu errathen, was er gesündigt haben mochte, da man

ihn oft genug in Engelämtern und Koratemeffen, in Vigil und Ketten gesehen hatte, da er an Fasttagen kein Fleisch aß und alle Jahre zur österlichen Beichte ging. Als einiger Trost konnte es gelten, daß ihm jetzt der Magistrat von Meran freiwillig eine Zuschrift sandte, in welcher ihm für sein artiges und dienstfertiges Benehmen, seine freundliche Gefälligkeit bei verschiedenen hohen Zeiten gedankt und ausgesprochen wurde, daß er den Bürgern Merans ein angenehmer Mitbürger gewesen, den sie hart vermissen würden, da überdies sein sittlicher Charakter nicht angetastet werden könne.

Uebrigens war der Ausgewiesene jetzt noch zorniger als das erste mal. „Und noch immer,“ schreibt er, „liegt mein Herz in den Banden jenes Zaubers, der aus dem alten rhätischen Namen uns anflingt, und ich habe es herzlich satt, für mein stilles Leben zu Meran, von zwei zu zwei Jahren, so oft es dem Wesen in Innsbruck beliebt, als ein conspirirendes Landläuferchen mit Fußtritten belohnt zu werden. Von allen Eitelkeiten der Welt liegt mir keine so fern als die, mit dem politischen Martyrium als ein Heiliger

der Freiheit von einem sehr anrühigen Spruchcollegium journalisirender Cardinäle canonisirt zu werden."

Als bald wendete er sich wieder an seinen Rechtsbeistand in Baiersberg, an seine Freunde in München, ans Gubernium in Innsbruck — im Anfang Alles fruchtlos. Letzteres ließ eröffnen, es gebe auch noch andere Orte, die für seine Gesundheit ein eben so günstiges oder noch vortheilhastereß Klima hätten als Meran; das Verbot der Rückkehr sei ihm strengstens einzuschärfen und die Strafe derselben bekannt zu geben, nämlich drei bis sechs Monate Gefängniß nebst Schub.

Jetzt ließ er seine Stimme bis ans kaiserliche Hoflager nach Wien erschallen und ging, als ihm aller weitere Aufschub versagt blieb, gleichsam vogelfrei nach Löwenberg, wo ihm Hr. Kirchledner, der brave treue Burgherr, ein ehrliches Versteck gewährte. Hier war er so aus der Welt, als wenn er nie darinnen gewesen wäre. Zu seiner Erheiterung fing er an sein Kämmerlein auszumalen, und brachte in diesem so wie an den Wänden der Gänge und Treppen verschiedene liebliche Schildereien und anmuthige Sprüche an, so daß der fremde Gast, der jetzt das alte Schloß besieht, eine wahre Freude daran hat. Mitunter soll

er wehmüthig am Kuegfenster der Burg gegessen haben, der Aechtung entgegensehend aus einem Lande, dem er so manches Jahr seines Lebens in Fleiß und Arbeit gewidmet, dem er mit immer junger Liebe zugethan war. Ueberhaupt konnte er von dieser Beste aus sowohl nach Meran hinuntersehen, wo der verdienstvolle Defan Santner weilte, als ins Passenherthal, wo Andreas Hofer gelebt, der Heroß seiner Jugend und der Held seines „Bauernspieles“, nach Hohenepkau und Schloß Tirol, den beiden Angeln der alten Geschichte des Landes, das seine zweite Heimat geworden.

Es soll hier überhaupt nicht vergessen werden, daß unserm Fritz die Burg zu Löwenberg allezeit ein lieber trauter Hort gewesen, wo er manche gute Stunde und manchen heitern Tag verbracht. Dafür zeigte er sich aber auch sehr dankbar und legte, wie ehemals zu Frauen-Chiemsee, eine Chronik an, ein ungemein wißiges Buch, das die Geschichte der Burg von Urfang her erzählt, aber besonders über die Thaten, die der Stehwein und das gesammte Volk von Meran zu verschiedenen Zeiten auf dem Schloß vollführt, eine eben so reiche als spaßhafte Quelle ist. Mit unüber-

trefflichem Humor sind auch die Malereien ausgeführt, mit denen er die Chronik schmückte.

Indessen waren ihm die nahegelegenen Landgerichte zu sehr auf der Fährte und so zog er denn zuletzt mit Franz Dingelstedt, der als Meraner Gurgast ihm in diesen Nöthen getreulich beigestanden, über Finstermünz hinaus gegen Baiern. Das hatte er nun von seiner Tirolerei und das war der Lohn dafür, daß er seit zehn Jahren auf dichterische Verherrlichung des schönen Alpenlandes bedacht gewesen war. Wenn man ihn nothwendig hatte, dann hieß er „ein Tiroler“, gleichsam der Inbegriff alles Schönen und Edlen; wenn man ihn entbehren konnte, dann war er wieder „ein Baier“ und wurde aus dem Lande gejagt. Doch ist es wol allenthalben so in Deutschland — man darf nicht ungestraft ein Greizer werden wollen, wenn man zum Schleizer geboren ist.

Bald kam er nach München, wo ihm seine Freunde zum Willkomm die Nachricht brachten, daß die Hofkanzlei den Vollzug des Bannes eingestellt habe. Diesmal hatte wol auch der Erzherzog ein Fürwort eingelegt, auch Hr. von Maurer, damals Minister des Auswärtigen, hatte nachdrücklich nach

Wien schreiben lassen. Freilich, wo so viele wackere Hände schoben . . .

Im Herbst desselben Jahres fuhr er denn also wieder als ehrlicher Mann in's Etichland ein, wo ihn ein lauter Freudenruf seiner Freunde empfing; zum herzlichen Gruß reichte ihm da auch das Annele die Hand, welches später seine Gattin wurde.

In dieser Zeit schrieb er einem Freunde in Baiern: „Es hat mich dazumal im heimatlichen Schwabenland nicht recht lang gelitten, — ich wußte, daß ich anderwärts statt der dürrn Aeste mit dem frierenden Rothlaub noch hellgrüne Reben, statt des feuchten Nebels noch hellgoldige Sonnentage sollte zu sehen kriegen und lief also von Vater und Mutter zu Peiting, von Haus, Stube und Heimatdörflein eines düstern Abends davon, schlief zwei Tage und Nächte im Wagen und erwachte am zweiten Tage mitten im Himmelblau und Herbstfunkeln bei Briren, um Abends an der Paßer zu Meran Alles zu umhalsen, was mir in diesem Moment zur Hand war.

„Freund, — es war eine große Freude, da ich sie wiederfah, all die zehntausend schönen Dinge, die man mir gestohlen hatte, als vorerst in der Ferne die

meinen Augen völlig eingewachsenen Bergconturen, dann näher die einzelnen Bäume und Häuser, die Burgen vortraten, als mein Löwenberg seithalb aufstieg, — als der Meranerthurm, die Dächer, die Brücke, — als endlich das alte Haus, — als die Menschen wiederlamen und mein gehörten. — Man hat mich empfangen mit Aufrichtigkeit und Wärme und es hält nach und scheint fast, als meinten Viele, sie müßten Mancherlei gut machen."

Im Februar 1848 hat sich der „alt böß Feind“ wiederum spüren lassen. Obgleich unser Fritz seiner zarten Gesundheit halber nur selten einen Tropfen Wein trank, so war er doch gern unter fröhlichen Zechern. Das weiß man z. B. sehr gut in der Liedertafel zu München, welche noch gerne der classischen Ansprache gedenkt, mit der er sie einst auf der Höhe von Feldafing ergößt und hat es auch bei den Sängersfesten erfahren, wo er oft wunderbare Reden hielt. Darum gründete er zu Meran aus seinen jüngeren Leuten die „Gesellschaft des Stehweins“, einen heitern Bund mit scherzhaften, ritterlichen Gebräuchen, Ordensfesten, Panieren und Liedern. Es war so sein Talent, aus dem Gewöhnlichsten etwas Eigenthüm-

liches herauszubilden, das tägliche Leben an Bedeutsames anzuknüpfen, alte liebe Symbole dreinzugeben und hin und wieder die Herzen durch ein Gelegenheitsgedicht oder einen muntern Spruch zu erfreuen.

So hatte der „Stehwein“ schon manchen schönen Tag gefeiert, und Lentner meinte brieflich, „ganz Philistää, auch die Gewaltigen und die Fürsten und Gögendienner hätten sich an das Dasein des heitern Vereins gewöhnt,“ als in Innsbruck etliche Beamte, die der Genossenschaft angehörten, wegen dieser Theilnahme übel beschrien wurden. So ließ man auch dies unschuldige Spiel dahinfahren. Der Orden löste sich auf; Schild und Banner wurden unter angemessenen Feierlichkeiten begraben, der „verdienstvolle Stehwein“ aber der Erinnerung besserer Zeiten anheimgegeben, deren Ankunft man damals erwartete. Die Ritter selbst blieben als Namenlose beisammen.

Im März desselben Jahres kamen die Lenzbotschaften von Wien auch nach Meran. Die „Herren“ jubelten, der Klerus dagegen und die Bauerschaft wurden bedenklich und tiefsinnig, schon deshalb, weil es die Andern gar so sehr erfreute. Zur Feier der versprochenen Constitution beschloß der Rath der Stadt

Beleuchtung, öffentlichen Umzug und Ausruf der Errungenschaften auf der freien Gasse. Nach altem Herkommen mußte man auch unsern Lentner davon wissen lassen, der bisher in allen Ehrentagen der guten Stadt, oft mehr aus Gefälligkeit als aus eigenem Antriebe, beigestanden hatte. Diesmal wollte er aber aus tiefstem Grunde des Herzens mitthun, trat gleich als Festordner auf und schritt hoffnungsvoll mitten im Zuge.

So war man in fröhlichster Stimmung vor das kaiserlich königliche Landgericht gekommen, wo Herr Bürgermeister Haller die Proklamation Wort für Wort ablas, als plötzlich der Ruf erscholl: Pereat Lentner! Die so schrien, waren die Gymnasiasten, die an den Errungenschaften, ohne zu wissen warum, noch weniger Vergnügen hatten als an den unregelmäßigen Verben der griechischen Grammatik, dieselben „blühenden, tüchtigen Knaben“, die Nobelgarde des Grafen von Meran, denen er ein Jahr vorher Höslein und Wams zurecht gemacht, die er in allen Handgriffen frommer Landsknechte eingeübt und zur Vaterlandsliebe begeistert hatte. Hinter ihnen stand verbunden zu Schutz und Trutz eine damalige meraner Celebri-

tät, die gleichwol späterhin aus den deutschen Errungenschaften ihre besten Pfeifen zu schneiden gewußt hat. Die lärmenden Buben zogen dann in Scharen durch die Stadt und riefen, so oft sie an seinen Fenstern vorüberkamen, mit ihren jungen Kehlen immer wieder: *Pereat Lentner!* Auch viele Bauern waren mit Prügeln in der Stadt und fragten: Welches ist denn der Lentner? Am andern Tage fand man an allen Glasfenstern denselben Talisman angeschrieben. In diesen Tagen kniepten die Gymnasiasten bei den Weinbauern auf dem Lande herum und kamen besoffen wieder in die Stadt, immer schreiend: *Pereat Lentner!* Lentner sagte in jener Zeit einmal, mit dem Kopfe an die Wand gelehnt, gar schmerzlich zu einem Freunde: Das habe ich um diese Zungen nicht verdient!

Diesem wüßten Treiben sich zu entziehen, ging er auf einige Tage nach Bogen, von da über die Alpen nach Baiern, wo er in Peiting ein hübsches Heftchen: „Tirol vor und nach dem 13. März“, schrieb. Dann begab er sich ins Unterland und vergnügte sich mit den dortigen Leuten. Die gewonnenen Revolutionsanschauungen legte er später in einer Novelle nieder:

„Einer wie Alle“ — das Beste, was man über deutsche Anlage zum Staatsumwälzen schreiben kann.

Im Winter, als alle jene Aufschriften von den meraner Wänden wieder weggewischt waren, lebte er wieder im Fischland. Der Carneval brachte, wie gewöhnlich, einen von ihm erbachten Mummenschanz. Diesmal wurden alle Haupthelden der Neuzeit von Lola Montez bis Ludwig Napoleon, dormalen Kaiser der Franzosen, als Wachsfiguren dargestellt. Die Heiterkeit war groß, ja so groß, daß die Schulmädchen der Englischen Fräulein alle Tage ein Vaterunser mehr beten mußten für die „Fastnachtsnarren“.

Seine Thätigkeit kam in Meran auch bald wieder zu voller Anerkennung. Die Meraner hatten nämlich, seitdem die ersten Fremden hingekommen, in conservativer Weise Alles beim Alten gelassen und nur die Preise verdoppelt und verdreifacht. Trotz der unermüdlichen Gefälligkeit des Bürgermeisters von Haller vermiste man doch eine zusammenhängende Fürsorge für die Gäste und deren Wünsche, die mit den alterthümlichen Zuständen des schlummernden Städtchens nicht ganz parallel liefen, obgleich sich nach den theuern Vergnügungen der großen Kurusbäder Niemand sehnte.

Da nur die Wenigsten etwas Neues herrichten ließen, fehlte es an bequemen Wohnungen; im Lesezimmer lagen etliche ultramontane Blätter, von denen sich die Berliner und Hamburger auch nicht bekehren lassen wollten; die Hektiker, die man bis von den Schweden und Gothen herbeigelockt, fanden auf den Spaziergängen kaum eine Bank zum Ausrasten u. s. w. Nun schien es einmal an der Zeit, auch an solche Dinge zu denken; man errichtete deshalb einen hohen Rath für das Fremdenwesen, that etwas für mehr Gelass, für die Lustwandler und für andere Annehmlichkeiten. Namentlich erfaßte man den Gedanken, ein neues Schießhaus zu bauen, zugleich auch als Curiaal für die Gäste, wenn der Himmel trüb wäre. Lentner war dabei äußerst hülfreich und beförderte alle guten Vorfälle. Den Plan zum Schießhause hatte übrigens ein Architect aus Nürnberg entworfen, Hr. Kramer, ein liebenswürdiger Künstler, der nach manchem Jahre, das er zu Meran verlebte, 1849 im März daselbst starb, tief betrauert von Allen, die ihn kannten.

Als unser Freund im Jahre 1850 wieder seinen Zug ins heimische Baierland beginnen wollte, zeigten sich die Bürger von Meran auch sehr dankbar und

gaben ihm ein Abschiedsfest von fünfzig Gedecken. „Sie sind ein Meraner,“ scholl es aus Aller Munde, „und müssen bei uns bleiben.“ Nachdem er den Sommer rüstig forschend und sammelnd in den Thälern der Iller, an der Donau, zwischen Ulm und Donauwörth verlebt, war er auch wieder bereitwillig im Herbst zur Stelle in Meran, um das Festschießen zur Einweihung des fertigen Schießhauses einzurichten, wozu sich auch der Erzherzog als Schütze einfand.

Lentner hatte seine heimliche Freude daran, daß er zu den alten Gebräuchen des Ostschlandes manche Feierlichkeit fügen konnte, wie sie im freien Schweizerlande bei den Bundesschießen gewöhnlich, wie Empfangsreden, Ehrentrunke und dergleichen. Unter den Gästen ließen ihm zumal die Vorarlberger, die klugen, beredten Männer von den Ufern des Rheins, einen günstigen Eindruck zurück. Man lebte damals in einer Zeit, die man noch immer für eine große, folgenreiche hielt und die Stimmung war eine ganz andere als bei einem andern Schießen, das im Jahr darauf gehalten wurde, wo trotz des guten Willens des Festgebers doch deutlich zu gewahren war, daß die Freude erloschen und die Begeisterung dahin.

Eine prachtvolle Spätherbstsonne leuchtete bald danach vom Himmel; die Glöcklein der Burgkapelle von Löwenberg klangen über die Nebenhalden durch die heitere Morgenluft; das Volk der Nachbarhöfe stand theilnehmend in dem Schloßhof, die Geschütze trachten feierlich, und lustige Wimpel flatterten von den Thürmen, der wiedererstandene Stehwein war da mit fliegendem Banner und lauter Musik, als Hr. Friedrich Lentner in festlichem Zuge aus dem Rittersaal der Burg ins Kirchlein zog, als Bräutigam mit Fräulein Annele Waibel von Meran. Die Heiterkeit des Festmahls wurde noch erhöht, als die Kunde erscholl, der Rath von Meran habe Lentner das Ehrenbürgerrecht der Stadt verliehen. Dieser Gedanke war in der letzten Sitzung ausgesprochen und mit Acclamation begrüßt worden. Für so viele, so langjährige Verdienste um die Ehre der Stadt schien es der schönste Lohn und die bedeutsamste Gabe zu seiner Vermählung mit einem Fräulein von Meran. So nahm er selbst es auch auf und schrieb darüber an einen Freund: „Ich setze einen besondern Werth darauf und bin so stolz über die Anerkennung einer Gemeinde, als wäre mir Orden oder Adelsbrief von

einem Könige zugewendet.“ Zum Tag seiner Hochzeit hatte er den 11. November gewählt, „den Geburtstag Friedrich Schillers und Dr. Martin Luthers.“

Alein ein solches Glück war zu groß, um von langer Dauer zu sein. Wenige Monden waren erst vergangen und Lentner eben tief im bairischen Walde, als der kaiserlich königliche Bezirkshauptmann Kopp, ein Schüler des berühmten Torrefani, die hohe Ministerialverordnung vom 7. März 1850 aufschlug und darinnen ganz zufällig jedoch mit großem Vergnügen fand, daß nur österreichische Staatsbürger Gemeindeangehörige eines Ortes im österreichischen Kaiserstaate sein können. Er sah sich daher veranlaßt den ungesetzlichen Gemeindebeschluß wieder aufzuheben und den Magistrat mit Nachdruck anzuweisen, er habe die ausgestellte Urkunde von Lentner wieder zurückzufordern.

Als Lentner aus Baiern wieder zurückgekommen war und von diesen Geschichten hörte, ließ er sogleich das Ehrendiplom wieder dahin gelangen, wo es hergekommen war, schrieb einen schönen Brief dazu, weinte ein Thränlein in seiner Kammer und war wieder freundlich mit den Leuten.

Und um endlich die Anerkennung bürgerlichen

Verdienstes, wie sie in jener Verleihung an den Tag trat, dem großen Haufen etwas begreiflicher und geläufiger zu machen, erklärte in damaliger Zeit der „Tirolerbote“, einige der Botanten seien in der verhängnißvollen Sitzung überrumpelt und gewissermaßen eingeschüchtert, der Beschluß fast erzwungen worden.

Allmählig fühlte Lentner jetzt — was eine andere, minder edle Seele vielleicht schon zehn Jahre vorher gefühlt hätte — nämlich, daß sein Leben zu Meran zu Ende sei. Er freute sich nur noch an dem schönen Himmel und an seinem häuslichen Glücke. Im Uebrigen schien er traurigen Muthes sein stilles Leben fortzuspinnen. Noch sah er wol etliche meraner Freunde, die seit zehn Jahren in Freud und Leid mit ihm ausgehatten, aber sonst war die Geselligkeit gebrochen. Manche gingen ihm als Verfemten aus dem Wege, die sich früher freundlich gezeigt, und es war ein übler Trost, wenn er bemerkte, daß überhaupt viel Kengstlichkeit regiere, daß viele Leute ganz schweigsam geworden, und daß Keiner mehr dem Andern traue. Wenn er zufällig in die Holzhütte trat, war er nie ganz sicher, ob er nicht einen Würdenträger oder eine Honoratorin vorfinden werde, die da hörchen.

wollten, was man im Zimmer drinnen spräche. So hielt er sich ruhig an seinem Herde, arbeitete fleißig an der Ethnographie des Baierlandes und erließ manchen wehmüthigen Brief nach München oder an Hans Otto von Reichert zu Ansbach, seinen Freund und Vathek seines Kindes, auch an tirolische Freunde im Lande und zu Wien, die wir aber, damit es kein Unglück gibt, lieber nicht nennen wollen. Hin und wieder schrieb er auch ein Novellchen, wie „die drei Eichen“, die den Preis des Lloyd's erhielten, oder etwas Tirolisches, wie denn etliche Schilderungen, die er zu den „Tirolischen Landschaften“ verfaßte, welche Gregor Baldi in Salzburg herausgibt, das Letzte gewesen sind, was er hienieden fertig machte.

Als der Frühling des Jahres 1852 nicht mehr fern war, brach sein Lungenleiden heftiger los und er verschied, ohne den Lenz zu erleben, nach kurzer Krankheit standhaft und männlich in den Armen seiner Gattin, an der Wiege seines Töchterleins, zu Meran, am 23. April. Nach seinem Wunsche zog ihm sein Annele heimlich ein schwarzrothgoldenes Bändlein um den Hals und auf die Brust und wurde er auch mit diesem Schmuck begraben.

Seine schöne Büchersammlung vermachte er dem Gymnasium daselbst; seine Tochter aber soll nach seinem letzten Willen in Baiern erzogen werden. Als man seine Leiche auf den Friedhof trug, beeilte sich Stadt und Land, ihm die letzte Ehre zu erweisen; man erinnert sich nicht, seit Menschengedenken in Meran einen solchen Zug von Leidtragenden gesehen zu haben. Die deutschen Fremden gingen dem deutschen Dichter zu Liebe, die meraner Bürger dem langjährigen Gaste und Ehrenwart der Stadt, und auch die edlen Bauern von Mais und von Algund wollten noch ein Vaterunser für ihn beten, der sie so oft in den Festlichkeiten der letzten Jahre durch seine herzlichen Reden begeistert hatte. Sein Andenken wird in jenen Gegenden noch lange blühen, wenn schon Alle vergessen und verschollen sind, die ihm das Leben unnützerweise sauer gemacht.

Wenn man ausgeht, ein deutsches Dichterleben zu schildern, so wird leicht ein Bild der deutschen Misere daraus. Wie es unserm Freunde erging, dem harmlosen und milden, ist es vielen Andern auch gegangen und im Ganzen trifft Jeden sein Mannstheil an der kümmerlichen Kleinlichkeit der Zustände. Um

diese zu bessern, haben die Deutschen eine Revolution unternommen, welche, ohne Früchte zu bringen, wieder dahingegangen ist. Gleichwohl ruht die jetzige Staatsverfassung beinah allenthalben auf dem Grundsatz, die Revolution durch dieselben Mittel zu bekämpfen, welche sie hervorgerufen; vielleicht, daß Friedrich Lentner dereinst noch mehr zu beneiden als zu beklagen sein wird in seinem stillen Grabe zu Meran, zwischen den grünen Bergen und unter dem blauen Himmel.
